

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 34

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor: Poeck, Wilhelm

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644369>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Schweizerische in Wort und Bild

Nr. 34
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
24. August
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Pflügerlied.

Von G. von Salis.

Arbeitsam und wacker
Pflügen wir den Acker,
Singend auf und ab.
Sorgsam trennen wollen
Wir die lockern Schollen,
Unserer Saaten Grab.

Neigt den Blick zur Erde,
Lieb und heimlich werde
Uns ihr dunkler Schoß.
Hier ist doch kein Bleiben,
Ausgesät zerstäuben
Ist auch unser Los.

Gottes Sonne leuchtet,
Lauer Regen feuchtet
Das entkeimte Grün.
Slock, o Schnee, und strecke
Deine Silberdecke
Schimmernd drüber hin!

Ernten werden wanken,
Wo nur Körner sanken,
Mutter Erd' ist treu.
Nichts wird hier vernichtet,
Und Verwesung sichtet
Nur vom Keim die Spreu.

Wer um Tote trauert,
Glaub es, ewig dauert
Nicht der Aussaat Zeit.
Aus enthüllter Schale
Keimt im Todestale
Frucht der Ewigkeit.

„Robinsonland“.

Ein Roman von Wilhelm Poed.

21

„Dass auch gerade heute Morgen so'n Daak sein musste“, sagte Peter. „Sonst hätte ich den alten verrückten Kerl rechtzeitig gesehen.“

„Aber wußtest du es denn, dass es seine Neuse war?“ rief Lambert entsetzt.

„Nun er uns abgefäßt hat und wir beide reingefallen sind, kann ich's dir ja sagen: natürlich hab' ich's gewußt!“

„O Peter, Peter, was bist du für ein gemeiner Bengel! Wenn er's nun doch dem Meister erzählt, hast du mich auf dem Gewissen.“

„Red' doch kein Blech! Erstens tut er das nicht. Und wenn er's schließlich täte, kriegen wir den Magen rein gemacht — und damit gut.“

„Nein! Diebstahl bleibt Diebstahl. Wenn der Meister es erfährt, muß er es in seinem Bericht an die Staatsanwaltschaft reinschreiben. Und dann, Peter, eh' ich ins Gefängnis gehe, geh' ich ins Wasser!“

„Glaub' doch nicht, dass Edleffsen so was tun würde. Dazu mag er deine Mutter viel zu gern leiden“, sagte Peter grinsend.

„Was sagst du da?“

„Na, hast du nicht gesehen, wie die beiden gestern abend wieder zusammen muschelten?“

„Meine Mutter! Du willst was Schlechtes von meiner Mama sagen?“ rief Lambert, packte Peter am Kragen, warf ihn auf die Fenne und droß auf ihn ein.

„Laß mich los! Bist du denn ganz verrückt geworden? Habe ich deiner Mutter was nachgeredet? Ich sage ja nur von Edleffsen was. Und bloß das, was andere auch sagen.“

„Was sagen die?“ rief Lambert, Peter freilassend.

„Es wäre schade, dass deine Mutter schon verheiratet sei. Das wäre sonst 'ne passende Frau für ihren Hallig-pastor.“

„So. Und daraus machst du so was! Hast es vielleicht schon andern auch so erzählt? Von meiner Mama, die so lieb zu dir ist wie 'ne wirkliche Mutter. Wenn ich dir das vergesse!“

„Und wenn ich dir das vergesse, dass wir durch deine Aussagen von den Exportlisten in das ganze Schlamassel reingekommen sind!“ sagte Peter ingrimmig. „Du mit deinem Gewissen aus Postpapier! Wenn du's denn wissen willst, darum hab' ich dich an die Neuse geführt. Wenn wir geklappt würden, solltest du zuerst dran sitzen. Kannst's ja nun gern deinem lieben ‚Meister‘ erzählen, wenn du noch Lust dazu hast.“

34.

Der Frühling war über den Halligarchipel dahingegangen, mit vieler Muschel-, Stall- und sonstiger Reinigung in Fenne und Häusern, mit Werstenbesodung und Gartenbefestlung für die Halligleute.

Maife war eingesegnet. Sie schwang ihr Szepter in der Schule und über die vier väterlichen Trabanten in der ihrem neuen langgeroßten Stande angemessenen Weise. Die Jungen waren durch wochenlange Draußenarbeit braun geworden wie der Lehmkante und hatten alle vier, teils durch das Grölen im Winde, teils durch den Wechsel, Stimmen bekommen wie junge Seehunde.

Am wenigsten hörte man Lambert. Er war in sich gefehrt und blieb andauernd seiner Mutter stille Sorge. Sie glaubte, er habe Sehnsucht nach seinem Vater und versuchte mehrfach, ihn durch dessen nun endlich für den Sommer in Aussicht gestellten Besuch zu trösten. Aber Lambert schüttelte dann jedesmal traurig den Kopf und versetzte mit seltsamem Aufkladern der Augen: er könne sich nicht mehr auf seinen Papa freuen. Er habe ihm zu viel Schande gemacht. Weiteres war aus ihm nicht herauszubringen. Eines Abends beim gemeinsamen Zusammensitzen hörte er sich mit irgend einer Handbeschäftigung entweder neben seine Mutter oder Maife, hörte den Gesprächen, dem Buche, der Hausmusik ohne besondere Anteilnahme zu und grübelte in den Pausen vor sich hin, manchmal mit dem Ausdruck verhaltener Angst im Auge, als ob er sich von jemand verfolgt fühle. Frau Nautilus hatte den Arzt befragt, aber der hatte es auf die Entwicklungszeit geschoben, die sich bei an sich zur Melancholie neigenden Jungen wohl zu äußern pflege.

Nun schritt der Sommer mit seinem Sonnenhelm und den Lichtfahnen seiner blauen Tage und weißen Nächte, jauchzend und harfeschlagend, über das Halligfeld. Das Meer tat seine weiten, glänzenden Arme auf und lud die Stadtmenschen mit ihren kohlenverstaubten Lungen ein, sich gesund zu atmen und zu baden in Luft und Licht, See und Sand.

An der Rimm wurde ein weißer Punkt sichtbar, wuchs und gestaltete sich bald zu einem buntbeflaggten, von ebenso buntem Menschenvolk wimmelnden Dampfer, der geradenwegs auf die Kante zufiel.

Ein Bäderdampfer? Mit Besuchsabsicht auf Süderhörn, das so ganz aus dem Zirkel der Großstadtneugier herausliegende? Ein seltener Gast! dachten die Halligmänner und schoren dann ihre Schafe, die sie bei dem schönen Wetter gerade unterm Messer hatten, seelenruhig weiter. Nur Christian Paulsen und noch ein paar, die sich freuten, daß sich die große Welt endlich mal wieder auch ihrer Angelegenheit erinnere, gingen mit Brettern und Schifferhaufen nach der Kante hinunter, um das Kulturschiff zu begrüßen und seine, vor allem die zartbeschuhte weibliche Menschheit über ihren glibberigen Ton ans Ufer zu lotsen.

Pastor Edleffsen und seine vier Jöglings fühlten sich indessen nicht bemüßigt, bei dem Empfang mitzuwirken. Sie hätten es auch nicht gekonnt. Heute standte sein Körpertum in den allerältesten, von den Jahren, Schlic und sonstigen Halligzutaten so angegrauten Futteralstücken, daß ein einigermaßen auf sich haltender Handwerksbursche sie beim An-

gebot als Geschenk wahrscheinlich mit Verachtung zurückgewiesen hätte. Nicht viel schöner sahen seine vier jungen Hilfsleute aus, zu denen als weiblicher fünfter sich Maife gesellt hatte, gänzlich ohne Rücksicht auf ihren neuen vornehmen Stand in ebenso wenig salonfähig anmutende jungmännliche Kleidungsstücke aus Mutter Babes Arsenal gehüllt. Diese Gruppe war über zwei Hammel größter Sorte gebeugt, die mit gefesselten Beinen und gehalten von den kräftigen Armen der Jugend neben dem Prietrand jämmerlich blökend dalagen, während Pastor Edleffsen dem einen und Diek dem anderen, beide auf den Knien liegend, das dicke winterliche Bließ mit der Schaffschere vom Leibe schoren. Von solchen wollgewinnenden Menschengruppen war der ganze Hauptpriest, von der einen Wohnwerk bis zur anderen, eingefasst.

„Bitte, dies Bild aus dem Alten Testamente müssen Exzellenz, Frau Gräfin und die übrigen Damen sich genau ansehen“, sagte eine vornehme Herrenstimme hinter den beiden Pastorenhammeln. „Jakob und Laban mit ihren Knechten, die Schafe scherend, um deren Lämmer der eine den andern und umgekehrt betrogen hatte.“

Pastor Edleffsen blickte sich um, sprang auf und reichte, in der Rechten die Schaffschere und von oben bis unten mit Wollsträhnen beklebt, dem Besitzer der vornehmen Stimme unbekümmert um seine, seiner Tochter und der übrigen Hausgenossen äußere Erscheinung seine gewaltige Linke und rief mit ebensolcher Stimme:

„Religion gut, Naturgeschichte schwach! Diese Tiere kommen für solche biblische Mogeleien nicht in Frage, denn es sind Hammel. Willkommen, lieber Herr Regierungspräsident, willkommen, meine hochverehrten Damen, in meinem weiteren Halligwirkungskreise. Ich bitte uns nur ein paar Augenblicke zu entschuldigen, in einer Viertelstunde werden wir uns in Mitteleuropäer zurückverwandelt haben. Lieber Herr Regierungspräsident, dann sollen Sie und die Damen uns in einem andern, nicht ganz so schlagsfarbigen Rahmen kennen lernen.“

„Dazu sind wir eigentlich auch gekommen“, erwiderte der Regierungspräsident. „Und um es Ihnen gleich zu verraten: nicht aus bloßer Neugier, auch ein wenig im Anschluß an unsere damalige Fahrt ins Rauhe Haus.“

„Viel Ehre für meine kleine Robinson-Republik“, rief Edleffsen. „Die übrigen Badegäste wälzen sich, ihrem Herdentrieb entsprechend, wie ein Trupp Hammel selbstverständlich zuerst der Kirche zu.“

Der Regierungspräsident kam mit seinen Damen von der Kirchenbesichtigung zurück. Frau Nautilus hatte schleunigst im Besel des Sievertsen-Hauses einen Kaffeeftisch herrichten lassen. Die Damen taten Mutter Babes Pförtchen und anderem Halliggebäck alle Ehre an und bewunderten die schönen Racheln. Der Regierungspräsident hatte sein Auge auf die Ausstattung des Zimmers gerichtet: Tisch, Stühle, Bänke, Sitztruhen, Wandbörde, Bilderrahmungen.

„Und das alles haben Sie mit Ihren Jöglings eigenhändig angefertigt, Herr Pastor?“ sagte er. „Erstaunlich! Sie müssen ja ein Meister in allerlei Handwerkstünsten sein.“

„So müssen die Jungen mich auch nennen“, sagte Edleffsen nicht ohne Selbstbewußtsein. „Aber mit der ‘Kunst’

ist es nicht allzuweit her. Alles ist sehr einfach, wie Sie sehen.“

„Aber geschmackvoll und gediegen. Dabei alles so fröhlich in Farbe. Lieber Pastor, Sie müssen uns das ganze Haus zeigen und ein paar Erklärungen dazu geben.“

„So kommen Sie“, sagte Edleffsen. „Wir müssen alles ein bißchen summarisch machen. So sehr viel Zeit hat der Dampfer nicht mehr. Bitte, hier ist das Unterrichtszimmer. Pulte, Tafel, Anschauungsmaterial, Halligkarte, deutsche Reichskarte, alles aus der Robinsonwerkstatt, kein Stück Fabrikware.“

„Das ist zu bewundern“, sagte der Regierungspräsident. „Wie haben Sie das alles fertigbringen können?“

„O, ein Winter ist lang. Und zehn Fäuste schaffen schon was. Hier die beiden weiteren Räume sind die Schlafzimmer. Sie heißen aber, wie lucus a non lucendo, deshalb so, weil die Jungen nicht darin schlafen. Wenigstens nicht im Sommer. Hier wollte ich Sie nur auf die etwas phantastischen Wandmalereien auf den Schiebetüren der vier Alkovenbetten aufmerksam machen. Jeder hat sich, seinem besonderen Talent entsprechend, als Maler verehrt. Und auf den Fußböden, wie Sie überall sehen, als Mattenkünstler.“

Die Damen besichtigten die Schiffe, die Werfthügel, die Arabesken, die Vögel- und Blumenmuster, mit denen die Jungen mit wenig Kunst und sichtbar vielem Vergnügen jeder nach seinem Geschmack die Schotten ihrer Schlafstätten sowie die Decke verziert hatten. Dann führte Edleffsen sie zu den Stallräumen im hinteren Teil des Hauses.

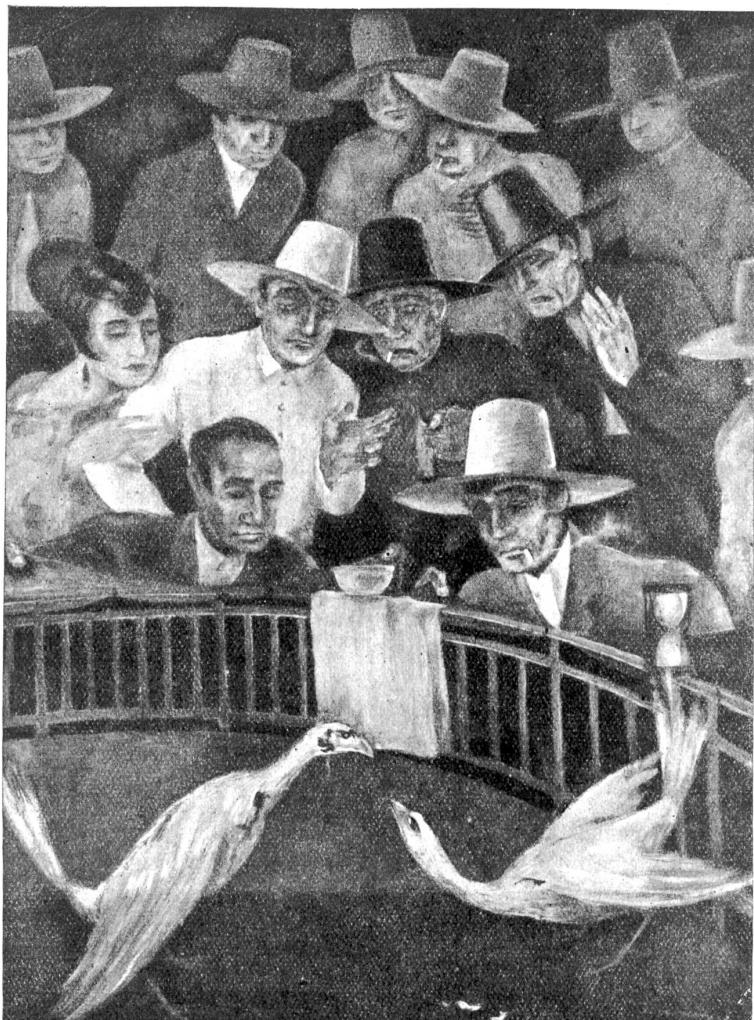
Die Damen meinten bewundernd: die seien so weiß wie Schnee.

„Das müssen sie auch“, erklärte Edleffsen. „Wir haben keine Streu, daher muß alles an den Biehställen von Holz sein und regelmäßig gescheuert werden. Die Bohlen mußten zum Teil erneuert werden, als wir hier einzogen. Ebenso die Bodenbretter und die Dachsparren. Das Haus ist im Frühjahr völlig neu gedeckt und auch gestrichen worden. Alles haben wir selbst gemacht. Keine fremde Handwerkerhand hat daran gearbeitet.“

„Daher fiel mir das Haus gleich schon von weitem auf“, sagte eine der Damen. „Es ist ja ein kleiner Schmucklasten.“

„Eine Miniatur-Beruchsstation für alles“, sagte der Regierungspräsident, „sogar für Landwirtschaft.“

„Sehr richtig“, bestätigte Edleffsen. „Unsere Milch, Butter und Käse melken und machen wir uns im Sommer, wo das Bieh keine Wartung erfordert, auch selbst. Aber nun muß ich Ihnen unsern Clou zeigen, wie die Zeitungsschreiber sagen. Bitte meine Herrschaften, hier hinaus, an dem Hühnerstall, einem Spezialkunstwerk meines Freundes Dieß, vorbei. Sehen Sie dort dies Gedicht aus Holz und Mauersteinen in Rot, Blau und Weiß?“



Hans Schöllhorn: Hahnenkampf.

„O, wie entzückend!“ riefen alle Damen. „Ist es ein Maleratelier?“

„Nein, ein ehemaliger Schaffstall“, sagte Edleffsen lachend und sich die Hände reibend. „Ein uraltes, verfallenes Ding, nur das Ständerwerk war noch gut. Diesem Kadaver haben wir dann sozusagen zu unserm Spezialvergnügen neuen Odem eingeblassen und neues Fleisch um die Rippen gezaubert. Der Ton zu den Steinen wurde im Watt gegraben, die Steine in selbstgemachte Formen gestrichen und in Sieversens altem Badofen gebrannt. Ebenso der Kalk aus Muschelschalen. Das Dachret stammt aus dem Fething. Im Frühjahr ging's los, sobald das Wetter es erlaubte. In drei Wochen war der Zauber fertig. Dann kamen Türen und Fenster aus unserer eigenen Tischlerei und Glaserei hinein, und nun steht's da, von dem Pinsel unserer Künstler in vornehmstem Schiffskojengeschmac angemalt, für den nächsten Winter als Hammelpalast und für diesen Sommer als romantisches Wigwam für jugendliche Blaßgesichter. Oder besser wohl“ — damit stieß Edleffsen die Tür auf und forderte die Damen durch eine Handbewegung zum Eintreten auf — „als gemeinsames Schiffslogis für angehende Seefahrer. Denn als solche dürfen wir uns ja mit einiger Phantasie betrachten. Hier schlafen meine vier jungen Robinsone.“

„Aber wo sind die Bettlen?“ riefen die Damen.

„Bettlen?“ sagte Edleffsen lachend. „Es ist nur gut, daß sie selbst nicht mit hier sind und somit über das verächtliche Wort ‚Bettlen‘ nicht die Nase rümpfen können. Nein, meine vier Halligmatrosen hären sich für die spätere Lebens-Segelfahrt in Hängematten ab.“

Edleffsen rollte ein an der Wand hängendes, zusammengeknürtzes Bündel auseinander und sagte:

„Halligerzeugnis, wie alles andere. Das Leinen war früher ein Marssegel, das mit einem Maststumpf im Winter hier antrieb. Dies angetriebene alte Marssegel war eigentlich die Geburtsidee für den neuen Schafstall — im Sommer also Schlafstall — denn was konnte man mit Hängematten anfangen, wenn man keine Rose hatte, sie aufzuhängen?“

„Lieber Herr Pastor“, sagte der Regierungspräsident beifällig nickend, „Sie verstehen es vorzüglich, in Ihren Jöglingen den Urtrieb aller Jugend nach Romantik zu befriedigen. Alles scheint Spiel und ist im Grunde richtige, ehrliche Arbeit. So ein Halligfeld mit seinen einfachen, primitiven Verhältnissen scheint mir das von der Natur gegebene Versuchsfeld für eine solche Erziehungsakademie zu sein.“

„Was für ein vornehmer Name“, sagte Edleffsen abwehrend. „Meine Jungen sollen ja keine ‚Akademiter‘ werden, nein, das gerade Gegenteil davon. Mit was für 'nem Nagel im Kopf kamen die Jungen hierher. Handarbeiter! Landarbeiter! Püh! Und sie wären die Söhne seiner Leute. Nun wissen Sie schon aus eigener Erfahrung ein bißchen, was Handarbeit eigentlich ist und bedeutet. Nun sehen Sie den Handarbeiter und sein Werk schon mit ganz anderen Augen an. Aber im übrigen haben Sie recht. Sehen Sie, eigentlich wollte ich mit den Jungen und unter Hilfe meiner Halligleute das ganze Pastorenhaus auf der Kirchwerft neu aufbauen. Über die streiken jetzt, weil das Muschelwerk einspringen soll, und so haben wir uns auf diese Werft und das alte Sievertsen-Haus beschränkt. Die Jungen haben sie mit besoden geholfen, und dabei habe ich — denn ich bin nun mal so 'ne richtige Schulmeisternatur — ihnen die Augen nach Goetheschem Rezept, siehe Faust II, auch theoretisch so 'n bißchen für Gemeinschaftsinn und Staatsbürgertum geöffnet. Seht, Jungs, habe ich gesagt, diese Werft verteidigen wir gegen den größten Feind der Hallig, das Meer. Das geht nur durch Zusammenschluß aller Kräfte. Dafür gibt man, wenn's sein muß, sein Leben hin. So muß auch ein Volk sein Land gegen die Brandung anderer Nationen verteidigen; denn des Menschen schlimmster Feind ist der Mensch. Die Halligverteidigung ist sozusagen ein Symbol für die Vaterlandsverteidigung. Da hätten Sie diesem Diez seine Augen sehen sollen!“

„Also praktische Erziehung zum nationalen Gedanken“, sagte der Regierungspräsident, wiederum kopfnickend. „Das Bild sitzt und ist eigentlich unvergeßlich.“

(Fortsetzung folgt.)

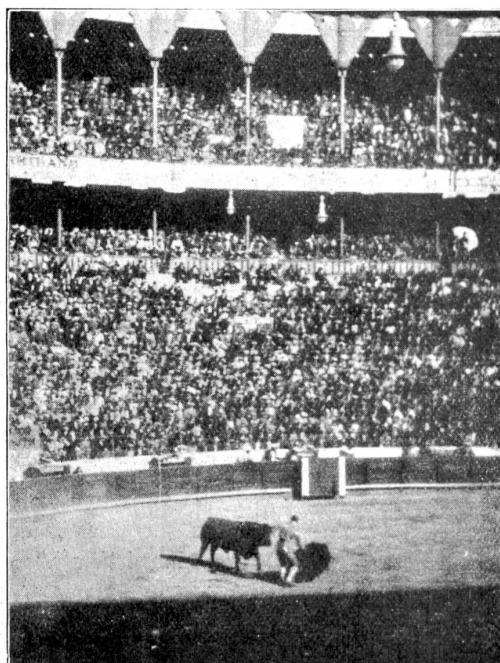
Ein Stierkampf in Barcelona.

Bon Oswald Gyr, Hilterfingen.

Punkt 5 Uhr nachmittags wird das Zeichen zum Anfang gegeben. Ein Reiter, ein zweiter, dann die ganze „Quadriga“. Die Vertreter der Regierung werden zweimal

ehrerbietig begrüßt, dann übergibt einer jener schwarzen gekleideten, mit wallendem Federbusche gekrönten Reiter die Schlüssel zu der Pforte, hinter welcher die reingezüchteten Stiere der letzten Freiheit harren. Die Reiter auf den übermütig tanzelnden edlen Pferden sind verschwunden, nur die vier bis sechs Matadores, Toreros und Banderilleros im reichbestickten Gewande, seidenen Strümpfen und dem charakteristischen Stierfechterbarret bleiben in der Arena zurück. Die schwere Türe zum Stierzwingen wird geöffnet und im selben Augenblide schiebt das durch die ersten blauen Bandillos am Rücken unterhalb des Genickes zur Wut gereizte Tier wie ein Pfeil in die Arena. Diese einleitende Phase des nur 10—20 Minuten dauernden Kampfes hat etwas Bezauberndes. Hier ist unverbrauchte Kraft — ein kapitaler Gegner, dessen Waffen vorbehaltlos zur Wirkung gelangen. (In Portugal dagegen sind die Stierkämpfe für Ross und Mann gefahrloser: Der Bulle wird nicht ohne Hornkugeln in die Arena gelassen.) Die spitzen, weit ausladenden Hörner zu Boden gesenkt, rast das vier- bis fünfjährige, wenig über einen Meter hohe Tier — unsere „Muni“ sind die wahren Riesen damit verglichen — auf den nächsten Gegner los. Mit einem zierlichen Satze über die zwei Meter hohe erste Umzäunung, im äußersten Notfalle rasch hinter eine der spanischen Wände (vorgebaute Verschläge), wohin schon einige Herren Kollegen vom Berufe sich zurückgezogen hatten.

Wer nun glaubt, daß sich der Stier jetzt wutschraubend Horn und Schädel gegen die Barriere einrennt, der hält die Büffel für weit dümmer, als sie sind. Nur der gedrungen und wuchtig gebaute Körper, der vermöge der ihm mitgeteilten Schwungkraft die einmal eingeschlagene Richtung nicht so rasch ändern kann, ermöglicht ja einen Kampf, der sonst sofort tödlich für den Gegner enden müßte. Diesem Naturgesetz vertrauend, nähert sich jetzt zierlichen Schrittes der erste Torero (Tuchwerfer) dem Tiere, das sich nach der ersten unsanften Bekanntschaft mit der hieb- und „hornfesten“ ersten Barriere sofort kampfeslustig dem näch-



Stierkampf in Barcelona.

sten Gegner aus Fleisch und Blut zugewandt hat; der Kampf ist in das Stadium der ersten Scharmükel, der Fühlungnahme mit dem Feinde getreten.